

EIN ÜBUNG UND WEISUNG

Der Glaube des Hauptmanns

Die drei evangelischen Berichte von der Heilung des Hauptmanns-Knechtes

... Als Jesus nicht mehr weit von dem Hause entfernt war, sandte der Hauptmann Freunde und ließ ihm sagen: „Herr, bemühe dich nicht, denn ich bin nicht würdig, daß du unter mein Dach kommst. Deshalb hielt ich mich auch selbst nicht für wert, zu dir zu kommen. Aber sprich nur ein Wort, und mein Knecht wird gesund werden...“ Als Jesus dies hörte, staunte er über ihn, wandte sich zur nachfolgenden Menge und sprach: „Ich sage euch, solchen Glauben habe ich selbst in Israel nicht gefunden.“ Als die Abgesandten nach Hause zurückkehrten, fanden sie den Knecht gesund. (Lk 7, 6–7; 9–10)

Der dreifache Bericht des Evangeliums

Nicht viele Stellen der Heiligen Schrift sind uns mit solcher Selbstverständlichkeit geläufig und vertraut, wie die Begegnung des Herrn mit dem Hauptmann von Kapharnaum. Nicht nur die Dramatik der Szene – „er (der Knecht) lag krank darnieder und war dem Tode nahe“, „sie fanden ihn gesund“, Lk 7, 2.10 –, nicht nur die Wundermacht — schamhaft verschwiegen und ganz in die Worte des Hauptmanns aufgegangen, Lk 7, 7f –, sondern ebenso auch die fast biographisch-liebevoll gezeichnete Gestalt des Hauptmanns – „Er ist es wert, daß du ihm dies gewährst“, Lk 7, 4 – bringen uns den Herrn und die Atmosphäre, die er ausstrahlte, greifbar nahe. Wer aber nicht einem liebenswerten Idyll verfallen, sondern dem Wort der evangelischen Botschaft gehorsam sein will, sollte neben dem Text bei Lukas auch den Bericht nach Matthäus (8, 5–13) und die johanneische Version (4, 46–54) in die Meditation mithineinnehmen. Wenn man sich nämlich einmal mit der schriftstellerischen Art des vierten Evangeliums vertraut gemacht hat (vgl. Joh 6, 1–15 mit den Parallelen bei Mt 14, 13–21, Mk 6, 32–44, Lk 9, 10–17), kann kaum noch ein Zweifel darüber sein, daß auch Johannes die Geschichte des Hauptmanns von Kapharnaum erzählt. Im Vergleich der drei Texte muß manches von dem idyllischen Gerank, das in unserer alten Kinderbibel gerade diese Geschichte umgab, ausgerissen werden.

Bei Matthäus steht die Szene mitten im Dunkel der Gerichtsdrohungen: „Viele werden vom Osten und vom Westen kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tische sitzen; die Söhne des Reiches aber werden in die Finsternis draußen gestoßen; dort wird Heulen und Zähneknirschen sein“ (Mt 8, 11f). Lukas hat dieselben Worte an einer anderen Stelle im 13. Kapitel (28f) nie-

dergeschrieben. Matthäus aber möchte mit ihnen die Krankenheilung zum Typos für die Tragik der Predigt des Herrn werden lassen: Er war gesandt zu den Seinen, „Aber die Seinen nahmen ihn nicht auf“ (Joh 1, 11). Es verlohnzt sich, sein Evangelium einmal unter diesem Gesichtspunkt zu lesen. Irgendwie steckt die polemische Tendenz schon in der so betonten Aufzählung der eigentlich wenig ehrenvollen, nicht-jüdischen Verästelungen im Stammbaum des Herrn; aber sofort nach der programmatischen Bergpredigt mit ihren Polemiken gegen das Pharisäertum bricht der Zwiespalt offen aus: Er ist „gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel“ (Mt 15, 24), aber „wegen des Unglaubens“ in seiner Heimat wirkt er „nicht viele Machtzeichen“ (Mt 15, 24; 14, 58), sondern wendet sich, wie im Missionsbefehl am Schluß des Evangeliums definitiv erklärt wird, „an alle Völker“ (Mt 28, 19). Wenn man auf diesem Hintergrund die Frage des Herrn liest: „Soll ich kommen und ihn heilen?“ (Mt 8, 7), dann erkennt man die „Krisis“, die Wende, die nach Matthäus das Lebensschicksal Christi bedeutet: Weg von dem eigenen Volk, auch von Kapharnaum, „seiner eigenen Stadt“ (Mt 4, 13; 9, 1), die „bis zum Hades hinabgeschleudert“ werden soll (Mt 11, 23), und hin zu den Heiden, zu dem Hauptmann, zu der kanaanäischen Frau (Mt 15, 22), zu den Nichtjuden (Mt 16, 13). Die Rückkehr nach Jerusalem war nur eine Rückkehr zum Kreuzestod durch sein eigenes Volk (Mt 16, 21f). Es ist zwar vom Text her nicht klar, ob der Herr eine Frage stellt: „Soll ich kommen und ihn heilen?“ oder sich schon auf den Weg macht: „Ich will kommen und ihn heilen!“ Wenn letzteres die richtige Interpretation ist, dann sind die Demut und der Glaube des heidnischen Hauptmanns noch beschämender für die umstehenden Volksgenossen Christi; denn er weist das Kommen des Herrn ab, weil er sich unwürdig fühlt, und damit erscheint sein Glaube an ihn (der Glaube an die Wundermacht wird vom Glauben an die Person Christi getragen) noch größer: „Wahrlich, ich sage euch, bei niemand habe ich solchen Glauben gefunden in Israel.“

Bei *Lukas* spielt diese Dialektik von Liebe und Verstoßung, von Glaube und Unglaube ebenfalls eine große Rolle; aber er bemüht sich, die Gestalt des Hauptmanns genauer zu zeichnen. (Nicht zu Unrecht gilt er nach der Legende als der „Maler“!) Von ihm berichten die Juden, daß „er unser Volk liebt und uns die Synagoge gebaut hat“. Er kommtt auch gar nicht mehr selbst zum Herrn, sondern schickt zweimal (bei Matthäus ist es nur eine Szene!) Boten zu ihm, als ob seine eigene Unwürdigkeit keiner Begegnung mit Christus wert sei. (Nach den Exegeten ist der Bericht bei Lukas näher am ursprünglichen Geschehen als der Text des Matthäus.) Wenn wir wiederum versuchen, diese Schilderung von der Tendenz des ganzen Lukas-Evangeliums her zu verstehen, wird uns der neue Standpunkt des dritten Evangelisten einsichtig: Lukas betont wie kein anderer Evangelist, daß der Herr seine Botschaft denen verkündete, die sich unwürdig wußten; den Ehebrechern (nur Lukas kennt die Szene von 7, 26–50), den Zöllnern (nur Lukas kennt die Perikope vom Pharisäer und Zöllner 18, 9–14) und Sündern (das Gleichnis vom verlorenen Sohn steht nur bei Lukas, 15, 11–32); durch ihn ist das Herrenwort überliefert: „Denn was bei den Menschen hoch ist, ist ein Greuel vor Gott“ (16, 15). Was die Knechte im lukanischen Gleichnis gesagt bekommen: „Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen wurde, dann müßt ihr denken:

Nichtsnutzige Knechte sind wir; wir haben bloß unsere Schuldigkeit getan“ (17, 10), genau dies tut der Hauptmann: er tritt in den Hintergrund, so weit zurück, daß er nur über Mittelsmänner mit dem Herrn verkehrt. Aber gerade dieses Zurücktreten, diese Demut, dieses Sich-auf-den-letzen-Platz-Stellen (auch Lk 14, 8 ist ohne Parallelen) ist nur der Widerschein des Glaubens, den der Herr „nicht einmal“ in Israel gefunden hat, wobei das „nicht einmal“, wie es wörtlich bei Lukas heißt, dorthin eine Steigerung setzt, wo bei Matthäus schwarz-weiß gezeichnet ist.

Ganz anders liest sich die gleiche Stelle bei *Johannes*. Auch hier weist das einleitende Herrenwort, „daß der Prophet in seiner Heimatstadt kein Ansehen genieße“ (Joh 4, 43), auf die Ablehnung durch das eigene Volk und die Aufnahme bei den Heiden (voraus ging die Begegnung mit der Samariterin. Vgl. auch 12, 20ff.). Aber wenn Johannes betont, daß hier „das zweite Zeichen“ nach dem Weinwunder von Kana (4, 54) geschah, möchte er ohne Zweifel auch aus diesem Wunder die Belehrung schöpfen, daß der Herr „damit seine Herrlichkeit offenbarte und daß seine Jünger an ihn glaubten“ (2, 11). So trägt auch sein Text (wie sein ganzes Evangelium) die Sinnspitze des komplementären Geschehens: Offenbarung-Glauben. Wenn die Bitte um Heilung an den Herrn herangetragen wird, weist er zuerst einen falschen Glauben zurück: „Wenn ihr nicht Wunder und Zeichen seht, glaubt ihr nicht“ (Joh 4, 48). Mit andern Worten: ihr bleibt bei einem Jahrmarktsglauben stehen, der Augen und Mund aufsperren läßt vor Dingen, die da geschehen; ihr dringt nicht zum Wesen der Wunder und Zeichen durch, daß sie Offenbarung meines Wesens, meiner Herrlichkeit sind; ihr „glaubt“ nur an das äußere Geschehen, aber nicht an die innere Wahrheit, und die heißt: Offenbarung der Herrlichkeit des Vaters durch den Sohn (vgl. die Diskussion nach der Brotvermehrung im 6. Kapitel). Seltsam, daß der Hauptmann, der „Königliche“, wie er bei Johannes heißt, nicht auf diese Schelte des Herrn eingeht, sondern seine Not einfach hin von neuem und dringender in einer Bitte formuliert (Joh 4, 49), und noch überraschender, daß der Herr anscheinend in dieser so menschlichen Bitte das Samenkorn des Glaubens entdeckt, das er bei den anderen vergeblich sucht: „Geh, dein Sohn lebt. Der Mann schenkte dem Wort Glauben, das Jesus zu ihm gesprochen hatte, und ging“ (Joh 4, 50). Dieser letzte „Glaube“ ist eine tiefere Stufe, auf der der Hauptmann sicher nicht mehr an Wunder und Zeichen hängen bleibt (das Wunder ist noch nicht geschehen), sondern auf den Herrn selbst vertraut. Genau („Gestern zur siebten Stunde“, Joh 4, 52) wird nun die Offenbarung der Herrlichkeit zeitlich fixiert und dann heißt es mit einer nochmaligen, endgültigen Vertiefung des Glaubens: „Und er wurde mit seinem ganzen Haus gläubig“ (Joh 4, 53). Das Samenkorn, das die erste Begegnung mit dem Herrn dem Hauptmann eingesenkt hatte, ist zum vollen Glauben aufgebrochen.

Man spürt an dem dreifach-einen Bericht die innere Freiheit, die das Evangelium gegenüber dem historischen Ablauf der Begegnung Christi mit dem Hauptmann von Kapharnaum hat; dahinter aber steht ein ebenso selbstverständliches Wissen um die Tatsächlichkeit dieser Geschichte. Freiheit in der theologischen Sicht der Szene mit dem Hauptmann und Historizität der Szene selbst, die von den drei Evangelisten in einen großen theologischen Rahmen gestellt wird, be-

dingen einander. Gerade weil der Tatsachenbericht so selbstverständlich ist, kann jeder Evangelist sein persönliches Anliegen aus ihm herauslesen: die Gestalt des Herrn und seine Lebensschicksale sind so reich, so gottmenschlich tief, daß die Sicht eines einzigen Berichterstatters nur eine Seite, nur ein sehr flächiges Bild reproduzieren könnte; es braucht vier Evangelisten in ihrer Verschiedenheit, es braucht die breite Gemeindetheologie, die den Evangelisten den Stoff liefert, um die Fülle des Lebens Jesu, die Tiefe und nicht so sehr Breite bedeutet, in dem Dokument der Heiligen Schrift an die Kirche weiterzugeben.

Das Werden des Glaubens

Mit solchen Augen gelesen, bleiben die Worte der Evangelisten im letzten völlig immun gegenüber den neugierigen Fragen, was Deutung und was Geschehen, was Theologie und was Geschichte sei. Alles ist das eine Geschehen der Heilung des Hauptmanns-Knechtes, überliefert und aufgeschrieben von dem Geist der Kirche, dem Geist Jesu Christi, der uns die tiefe Wahrheit der Evangelien verbürgt, obgleich vielleicht an der Oberfläche manche Fragen offenbleiben.

Und diese Fragen, die noch offenbleiben, sind im letzten dieselben, mit denen auch der Hauptmann von Kapharnaum damals an den Herrn herangetreten ist. Er hatte wohl Wunderdinge von diesem Jesus von Nazareth gehört. In seinem heidnischen Herzen hatten sich sicherlich die seltsamsten Vorstellungen mit dem Bild des Rabbi von Nazareth vermischt. Gewiß, er gehörte zu einer Gruppe von Heiden, die, wie die Juden sagten, im Vorhof des Heiligtums standen. Aber diese Mitläufer wagten doch nicht den letzten Schritt zum jüdischen Glauben; und so liefen bei ihnen oft Heidentum und Jahweglauben wirr durcheinander. Die Götter des Olymp verschwägerten sich mit den Gestalten des Alten Testaments; die Wunderheilungen des Äskulap wurden mit der gleichen Anteilnahme verehrt wie die Wundertaten des Moses. Man wollte fromm sein wie die Juden, aber gab zugleich die heidnische Frömmigkeit nicht auf.

So oder ähnlich wird es auch bei dem Hauptmann gewesen sein, als man ihn auf Jesus von Nazareth aufmerksam machte. Wenn schon Elisäus Wunderheilungen wirkte, und wenn schon im Tempel zu Epidauros Äskulap seinen Gläubigen Gesundheit schenkte, warum durfte man dann nicht das gleiche von Jesus aus Nazareth hier im Lande Juda erwarten? Bei Johannes macht Christus ausdrücklich auf diesen ungeläuterten Glauben aufmerksam.

Aber beim Hauptmann war hinter diesen konfusen, heidnisch-jüdischen Ansatzpunkten mehr verborgen als nur Wundersucht, als nur ein magisches Vertrauen auf den Wundertäter; er war ein Gottessucher, der bisher vielleicht nur deshalb noch nicht den entscheidenden Schritt zum Gottesglauben getan hatte, weil ihm noch kein entscheidender Anspruch gestellt worden war. Wie mit einer Handbewegung wischt Christus die magischen Vorstellungen des frommen Heiden beiseite. Die Reaktion des Hauptmanns – so wie sie Johannes theologisch ausdeutet – ist auf den ersten Blick überraschend: er insistiert weiter mit seinen Bitten. Ein zweiter Blick aber entdeckt dann, daß der Hauptmann den Herrn verstanden hat: es geht ihm gar nicht um irgendwelche Wunderspektakel, es geht

ihm nicht um egoistische Ziele, es geht ihm nur um seinen Knecht. Diese Öffnung zu einem anderen Menschen hin – vielleicht heißt der Knecht bei Johannes nur deshalb „Sohn“, um die persönliche Anteilnahme des königlichen Beamten an dessen Geschick auszudrücken –, gerade diese Selbstlosigkeit ist es, auf die der Herr sagen kann: „Geh, dein Sohn lebt!“ Es ist im Grunde das gleiche demütige Wegsehen von sich selbst, das bei Matthäus und Lukas in die Worte vom „Herr, ich bin nicht würdig“ gefaßt ist.

Noch immer nicht ist das Samenkorn des Glaubens voll aufgegangen. Anscheinend ist die Person des Herrn noch zu sehr in die Sorge des Hauptmanns um seinen Knecht eingespannt; es war noch gar keine Zeit, die Begegnung mit ihm zu reflektieren und sich bewußt zu werden, daß in der Sorge um einen Mitmenschen sich der Abgrund der göttlichen, menschgewordenen Liebe geöffnet hat. Doch dieser letzte Schritt ergibt sich wie von selbst in den ruhigen Stunden, die auf das aufregende Geschehen von Todeskrankheit und Rettung folgen: der Hauptmann begreift, wem er begegnet ist, die Berührung mit dem Herrn tritt ins volle Bewußtsein. Das ist der Glaube: „Und er wurde mit dem ganzen Haus gläubig.“

Vielleicht haben wir zuviel Psychologie in den evangelischen Bericht hineingetragen. Aber es ist eigentlich keine Psychologie, sondern Theologie, genau die Theologie, die das Wesen des Herrn und unseren Glauben an ihn ausmachte. Wenn wir ganz ehrlich sind, dann müssen wir gestehen, daß auch bei uns sich Heidnisches und Christliches, Wundersucht, Skepsis und Glauben, vermischen, wenn wir vor den Herrn treten. Allein die Tatsache, daß wir uns an scheinbaren Widersprüchlichkeiten der Texte gestoßen haben, zeigt, daß wir nur allzu gern – wie auch die Zeitgenossen Jesu – bei den Äußerlichkeiten stehen bleiben, „Wunder und Zeichen“ verlangen, anstatt den Herrn zu suchen. Es mag aber für uns ein Trost sein, wenn wir sehen, daß auch der Hauptmann von Äußerlichkeiten herkam. Was ihn von den andern unterschied, ist nicht, daß er keine „Wunder und Zeichen“ suchte, sondern daß er mehr als nur das suchte, er suchte den Herrn.

Dieses letztinnere Suchen seines Herzens war ihm zu Anfang gar nicht bewußt: aber wir nach zweitausend Jahren entdecken von Anfang an die wahre Sehnsucht seines Herzens, wie sie die Evangelien darstellen. Bei Matthäus und mehr noch bei Lukas drückt sich das ehrliche Suchen des Hauptmanns in seiner Demut aus. Das „Herr, ich bin nicht würdig“ heißt aus der Sicht des verborgenen Glaubens heraus gesehen: „Ich suche nicht mich selbst, ich suche nicht irgendwelche Bestätigungen in Wunder und Zeichen, ich bin völlig offen für den, der mir entgegentritt, für den Herrn.“ Wenn man die Haltung des Hauptmanns mit der Haltung der ungläubigen Pharisäer vergleicht, dann ist es gerade diese Offenheit, das Nichteingefangensein in den eigenen Vorstellungen, den eigenen Geboten und Gesetzen, sondern Zurückstellen der eigenen Belange und das Bereitstehen für das Kommende, wodurch der Hauptmann sich auszeichnete.

Diese Haltung sollte auch hinter all den Unzulänglichkeiten stehen, mit denen wir dem Herrn begegnen und die wir immer mit uns tragen, ob es beim heiligen Mahl oder bei der Meditation der Schrift ist. Man kann sie nennen wie man will, Demut, Offenstehen, Bereithalten, Uneignennützigkeit, Wegsehen von sich selbst

usw. Johannes aber zeigt uns, worin sie sich konkretisieren muß: „Herr, komm doch, bevor mein Kind stirbt!“ Wenn das Offenstehen und Sich-Bereithalten sich in der tätigen Liebe bewährt, wenn die Sorge um den Nächsten die eigene Selbstlosigkeit offenbart, dann ist der Anfang des Glaubens da, ganz gleich, unter welchen abergläubischen oder magischen Vorstellungen er sich verbirgt. Wir sollten ernst sein und zugleich froh über die Lehre, die uns die Evangelisten mit der Geschichte vom Hauptmann von Kapharnaum mitgegeben haben. Ernst, denn die furchtbaren Gerichtsdrohungen bei Matthäus zeigen uns, daß es um alles, um den Sinn oder die Sinnlosigkeit unseres Lebens geht; froh trotz unserem eigenen Ungenügen – auch wir suchen nur allzu oft Zeichen und Wunder; aber wir werden belehrt, daß der Herr auch hinter unserem recht selbstsüchtigen Suchen das echte Verlangen nach ihm entdeckt, wie er es bei dem Hauptmann gesehen hat; froh aber auch für diejenigen, die in ihrer tätigen Liebe beweisen, daß sie eigentlich zum Herrn gehören, obgleich die äußerlichen Formen ihres Glaubens oder ihrer Weltanschauung das Gegenteil zu sagen scheinen.

Der Versuch, eine von mehreren Evangelisten berichtete Szene zu meditieren, muß zuerst die Eigengestalt eines jeden der Berichte erarbeiten und verstehen. Von der Gewißheit der historisch-theologischen Wahrheit dieser Berichte muß man das Einzelne zusammentragen zu einer „Synopse“, Zusammenschau. Falsch wäre es, Einzelzüge, die man nicht zur Deckung bringen kann, einfach beiseite zu lassen. Die richtige Meditation kann uns aus modernen Bildern klar werden, wo der Künstler gegen anatomische Gesetze verschiedene Seiten eines Kopfes oder sich widersprechende Ebenen eines Stillebens auf *eine* Bildfläche zeichnet. Ähnlich muß auch die personale Erkenntnis eines Gegenübers auf verschiedenen, logisch nicht kombinierbaren Perspektiven beruhen, wenn anders man aus der personalen Schau nicht eine dinghafte, naturwissenschaftliche Erkenntnis machen will. Die rein analysierende Methode der Exegese wird in der Schriftmeditation also überschritten, wichtig aber bleibt dabei die ständige Neuorientierung am Literal Sinn eines Textes, um sich nicht vom Bericht der Evangelisten zu entfernen und in subjektiven Gedanken zu verlieren.

Josef Sudbrack SJ